

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 47 (1971-1972)
Heft: 1

Artikel: Be in! : Impressionen von Jungen, die sich verlassen fühlen
Autor: Aebersold, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BE IN!

Impressionen von Jungen, die sich verlassen fühlen

Von Maria Aebersold

Man kann nie genau wissen, was jemand meint, wenn er von der «heutigen Jugend» spricht. Meint er jetzt gerade Hippies, meint er Rockers, meint er die «Freunde der Welt» auf der Basler Klägemauer oder die, die einen auf der Strasse um zwei Franken anbetteln? Meint er die, die einen vorgeschrivenen Weg gehen? Jene, die ihr Leben zielbewusst aufbauen? Meint er Linke? Progressive? Autostopper? Langhaarige? Studenten? Nun, es spielt keine Rolle für mich, ich würde mir ohnehin niemals gestatten, «die heutige Jugend» zu charakterisieren. Deshalb erzähle ich hier ein paar Impressionen, Erlebnisse, Gespräche mit Jungen, mit denen ich in Kontakt gekommen bin. Ich erzähle, was mir in den Sinn kommt, und nichts ist konstruiert, sondern so gewesen.

Als ich Toni kennengelernt, war er Automechanikerlehrling in einer Garage. Er hat meinen kleinen Wagen gut besorgt, aber er hat niemals ein überflüssiges Wort mit mir gesprochen. Aufgefallen war mir immer wieder, dass er so «zerknittert» aussah. Dann lief er aus der Lehre, und ich sah ihn nicht mehr bis vor ein paar Monaten als Rocker in Jeans, in einer Lederjacke mit Nieten. Er hatte soeben sein Motorrad an den Strassenrand gestellt und blickte auf.

«Tag, Toni», sagte ich. Er sagte auch jetzt nicht: «Tag», sondern: «Kommen Sie, ich zeige meine Bude!» Es war in einer schmalen Gasse, und die Bude befindet sich in einem «Abreisshaus». Ein paar Matratzen am Boden, zerrissene Decken drauf, auf dem Tisch eine alte Emailkanne.

«Bist du ein Rocker, Toni?»

«Ja, klar!»

«Was war der Grund, dass du zu ihnen gingst? Mir hat immer geschienen, du seist ein Weichherziger, ein Trauriger. Gehst zu einer Gruppe Harter...»

«Warum? Warum? Bei uns ist Kameradschaft! Habe ja früher nirgends Kameradschaft gefunden! Wo auch?

Bei den Eltern, die mich ins Erziehungsheim steckten? — Und nachher, da hat es bei jeder Gelegenheit geheissen, wenn ich etwas falsch machte: „Kein Wunder bei einem, der aus einer Anstalt kommt!“ Kameradschaft habe ich bei den Rockers gefunden. Wir führen unser Leben, wir teilen, was wir haben. Die andern sollen uns nur in Ruhe lassen.»
«Warum hast du mir die Bude zeigen wollen, Toni?»
«Weil ich jetzt jemand bin: ein Rocker!»

* * *

Es war am Abend vor dem 1. August. Ich ging an der Basler «Klägemauer» vorbei. Da waren Hippies in rauhen Mengen, mit wilden Haaren, langen Bärten, schluttigen Kleidern. Alles war voll mit Papiertüten, Rucksäcken, Schlafmatten. Auf einem der Rucksäcke ein Plakat, Aufschrift: «Freunde der Welt». Sie sassen, hockten, lagen herum, auf der Mauer, neben der Mauer, auf dem Trottoir. Sie plauderten, dösten, schliefen, summten vor sich hin, liebkosten sich, küssten einander.

Weil ich müde war, setzte ich mich auf die Mauer. Sie schauten her. Was war das für eine?

«Darf ich hier sitzen, ich bin müde», sagte ich.

«Na, so setzen's sich hin», meinte ein Deutscher.

Auf der Mauer lagen hektographierte Blätter. Text:

1. August: Leary-Yippie

BE IN

Wir wollen zusammen die Freude des Zusammenlebens erleben! 18 Uhr Beginn auf dem Petersplatz mit grossem Seifenblasen-Fest. Eigene Musik, eigene freie Küche — eigene Drogenberatung — eigene Filmerei. Jeder bringt ein Instrument. Wir kommen auch, wenn's regnet.

Turn-on Tune-in Drop-out

«Wisst ihr, was mit „turn-on-tune-in-

drop-out“ gemeint ist?» fragte ich.

«Hat Leary gesagt!»

«Ich weiss, ich habe die „Politik der Ekstase“ gelesen. Also, was meint er mit seinem Grundslogan „turn-on-tune-in-drop-out“? Sie können's nicht formulieren, und es ist ja auch schwierig.

Von der Gruppe hat nur einer das Buch gelesen.

«Macht's etwas? Hauptsache: Wir leben ohne Angst und Sorge!» sagte ein Mädchen.

«Angst wovor?»

«Vor allem, wovor die vom Establishment Angst haben: Davor, keine Karriere zu machen. Wir haben auch keinen Ehrgeiz.»

«Nehmt ihr Drogen?»

«Manche, aber mehr sagen wir nicht.»

«Warum nehmen manche Drogen?»

«Wir wollen auf unsere Art jung sein. Jung! — Was gehen uns die Geschäfte der Alten an, überhaupt diese ganze jämmerliche Industriegesellschaft?»

«Fühlt ihr euch wohl?»

Von allen Seiten: «Wir fühlen uns wohl!» «Sauwohl!» «Wir fühlen uns!»

* * *

An der Kasernenstrasse fragt ein Junger:

«Haben Sie mir einen Franken?»

«Wofür?»

«Ich muss nach Allschwil. Sollte auf das Tram.»

«Warum haben Sie kein Geld?»

«Bin Maler.»

«Was malen Sie?»

«Nichts, das gekauft wird. Ich bin gegen Kaufen und Verkaufen und gegen Geld.»

«Aber mich bitten Sie um einen Franken!»

«Heja, wenn Sie ohnehin Geld haben, warum nicht?»

«Ich habe nicht „ohnehin“ Geld, ich habe es erarbeitet.» Er lächelt.

* * *

Das Telefon schellt, eine junge Stimme fragt, ob ich an einem bestimmten Abend in eine Jugendgruppe käme, um Geschichten zu lesen. Manchmal kämen dreissig Junge zusammen, manchmal fünfzig. Sie hätten einen Keller, dort machten sie

Musik, aber manchmal hätten sie auch gern «was anderes». Nun wollten sie also Geschichten von mir.

Im Keller sieht es für bürgerliche Augen gottsträflich aus. Ein tolles Durcheinander. Kreuz und quer an den Wänden, respektive schief und schräg, Popmalerei. Zum Draufsitzen hat es Harasse, Bierfässchen, verkrachte Stühle.

Fröhlichkeit ringsum. Popmusik. Vorerst setze ich mich auf ein Fässchen, und ich denke besorgt: Wie soll ich denen von meinen Geschichten lesen? Die finden doch urblöd, was ich schreibe! Und wie komme ich überhaupt mit der Stimme durch? — Dann brüllt ein Junger:

«Stille!» Ich lese. Ich meine, eine halbe Stunde sei genug, aber sie wollen eine Stunde, und während der ganzen Zeit brauche ich die Stimme nicht zu heben. Nachher folgt eine Stunde Diskussion, die nur abgebrochen wird, weil wir aus dem Keller müssen. Wir dislozieren ins nächste Restaurant und schwatzen dort weiter. Sie sagen: «Das ist das erstemal, dass ein Referent mit uns kommt zum Nachhock! Andere kamen knapp, um ein Referat zu halten, aber nachher hatten sie sozusagen immer ‚noch etwas vor‘ und mussten auf schnellstem Weg verschwinden. Die wollten doch im Grunde gar nichts mit uns zu tun haben!»

* * *

Kürzlich wurde ich von einer Medizinstudentin zum Besuch einer kleinen Wohncommune eingeladen. Sechs Paare bewohnen eine Vierzimmerwohnung im Parterre eines alten Hauses. Alle studieren oder gehen arbeiten. Zwei der Paare haben ein Kind, und für diese zwei Kleinen fühlt sich die ganze Gemeinschaft verantwortlich. Jedermann schaut nach ihnen, wenn die Eltern weg sind. Jedermann hat seine Freude an ihnen. Seit einem Jahr wohnten sie so beisammen, erzählten sie.

«Wie stellen Sie sich vor, dass es weitergeht? Die Kleinen werden grösser...»

«Wir wissen es noch nicht. Das da ist

ein Versuch, besser: ein Modell. Wenn die Menschen nicht zu Robotern werden sollen, wo jeder für sich, beziehungslos zum andern, seinen eigenen Stiefel macht, müssen Wände heruntergerissen werden, und die Menschen müssen zusammen leben. Überdies, die jungen Frauen sollen studieren können oder auswärts arbeiten, wenn es ihnen passt. In Gemeinschaft ist jedes Problem zu lösen, das haben wir bisher herausgefunden. Mehr können wir im Moment nicht sagen. Das haben wir herausgefunden: die Alten können uns unsere Lebensform nicht vorschreiben, wir müssen sie selbst finden.»

* * *

In der Stadt treffe ich Ruedi an, einen jungen Freund. Ruedi hat noch viele andere Freunde. Er erzählt von einem, der süchtig sei. Ruedi ist besorgt, denn dem Freund gehe es miserabel, er torkle «verladen» umher. Ruedi erzählt:

«Ich sage dir, wie es bei dem angefangen hat. Wie bei Tausenden, die aus, wie man sagt, ‚geordneten Verhältnissen‘ kommen. Er hat in so einer ‚kleinkarierten‘ Familie gelebt, wo es nur darum gegangen ist, was die Nachbarn dachten und untereinander sagten — und in einemfort war Geschimpfe über die Jungen, die Langhaarigen. Und abends — da war in der Familie nur Fernsehen Trumpf. Hat er etwas gesagt, hat seine Mutter gezischt: ‚Pscht!‘ — und der Vater: ‚Halt's Maul, wenn man fernsieht!‘ Das alles ist ihm mit der Zeit auf den Wecker gegangen, es hat ihm ausgehängt, und er ist weg von daheim. Und dann hat er sich allein gefühlt. Als einer kam und sagte:

,Du, mach mit, ich hab' dir was Feines — davon wird dir alles wurst und egal!‘ hat er zuerst Hasch genommen und dann LSD in Mengen. Wie es mit dem andern ist, weiss ich nicht, aber er ist kaputt... Und natürlich ist er der ‚verlorene Sohn‘.»

* * *

In der Innenstadt von Basel stossen ich auf ein paar diskutierende Gruppen. Es geht heftig zu. Soeben sei die Poli-

zei abgezogen, nachdem in einem der alten Häuser die Unterkunft einer Gruppe Junger nach Drogen untersucht worden sei. Alte, das heisst, Mittelalterliche regen sich über die Polizei auf, die zu lax sei, und nicht durchgreife und dreinhaue, nein, sich noch freundlich mit den jungen Lausbuben und Krawallbrüdern unterhalte.

«Verprügeln sollte man euch Jungel!»
«Weshalb?»

«Weil ihr nichts wert seid! Herumlungert, verlaust, verdreckt — arbeitet nichts...»

«Krampfen? Wofür?»

«Wofür — wofür! Dass es euch einmal gut geht! Wer hat für euch gearbeitet, damit ihr jetzt faulenzen könnt? Wir, die Alten!»

«Und was habt ihr für uns herausgebracht? Soll uns wohl sein in eurer Welt?»

«Haben wir Fernsehen gehabt in unserer Jugend? Für euch ist es selbstverständlich. Alles habt ihr, was man haben kann...»

«Aber nicht das, was wir haben möchten...»

«Was ist das denn, das ihr haben möchtet?»

Jetzt geht ein Krawall los, es ist nichts mehr zu verstehen.

* * *

Nicht weit davon sitzt auf einer Steintreppe ein Junger in schwarzer Jacke, mit drei Metallhalsketten an und mit einem blumenbestickten Stirnband. Er bläst auf einer C-Blockflöte. Zwei Stufen weiter unten spielen zwei andere Junge Gitarre. Sie dudeln, klimpern, singen einen unverständlichen Singsang, in dem nur immer wieder vorkommt:

«Be in» tsängtsäng...

«To be in» tsängtsängtsäng...

«Be in» tsäng...

Von der Petersgasse her kommt einer allein geschlendert. Sie winken.

«Komm, mach mit — Be in!»

* * *

Was wollte ich nun mit diesen paar «Miniaturen»?

Ich wollte sie Ihnen zeigen, sonst nichts.